Gordon Kampe (Hamburg)

Ganz große Oper. Eine Begeisterung.

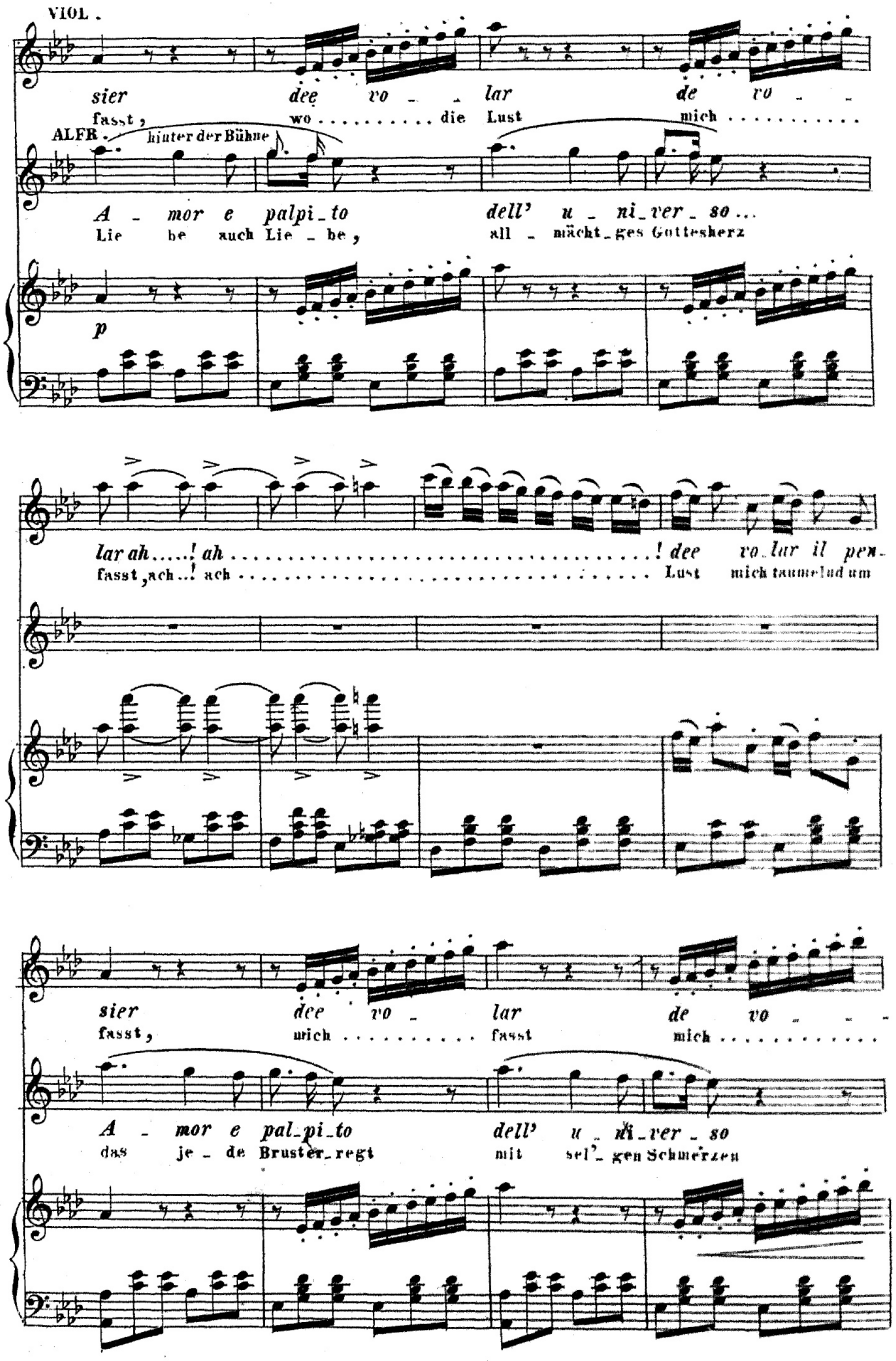
Während ich versuche, ein paar Zeilen über meine unverholene und nimmermüde Begeisterung fürs Genre zu Papier zu bringen, ertönt eine Aufnahme von Giuseppe Verdi *Un Ballo in maschera* aus den hinter mir stehenden Lautsprechern. Eine wunderbare Aufnahme aus der Mailänder Scala mit Maria Callas, Giuseppe di Stefano, Tito Gobbi und Antonino Votto dirigiert. Die Aufnahme aus dem Jahr 1957 kann man mastern und digitalisieren bis der Arzt kommt: revitalisieren muss man sie nicht. Die Stimmen, herrlich – ohnehin klar. Aber es klappert auch das Orchester gelegentlich und noch viel besser: man hört die Schlurf– Wurf– Schabegeräusche auf der Bühne, irgendwas fällt immer um. Damit ist eigentlich alles schon gesagt: Alles lebt, ist das schön! Keine cineastische Perfektion, kein multimediales Illusionsspektakel (wenn es nicht inhaltlich motiviert ist, versteht sich!) – Menschen auf der Bühne, ein mittelgut riechender Vorhang, der schon die tollsten Dinge gesehen hat, knarzendes Bühnengeschehen. Hört man die Hydraulik der Drehbühne? Ja! Macht nichts, sie ist da, soll sie mitsingen! Das Blättern im Souffleurkasten? Wunderbar, ein Mikro für den Kollegen: Ich will auf, unter und neben der Bühne leibhaftige Menschen von Fleisch und Blut und nicht Phantome!

Wenn ich gelegentlich im Vorfeld einer Produktion in einem Opernhaus unterwegs bin: schon die verwinkelten, vollkommen schmucklosen und oft auch olfaktorisch anspruchsvoll bis gruseligen Gänge zur Kantine machen mich nervös und lassen Hochstimmung aufkommen – kein Weg kann schöner sein. Heimlich auf dem Weg eine Abbiegung zur Hauptbühne machen und, während die Bühnenarbeiter gerade den Abend präparieren, auf der Bühne stehen, in die leeren Ränge blicken und staunen! Selten weiß ich, warum ich diesen Beruf ergriffen habe. In diesen Momenten habe ich, für einen Moment immerhin, keine Zweifel mehr. So muss das sein, da will ich hin: Mein erstes Theatererlebnis im Bewusstsein, dass das der richtige Ort für mich sein würde, ist deutlich über 20 Jahre her. Ein Schauspieler auf der völlig leeren Bühne des Bochumer Prinz-Regent-Theaters spielt Dario Fos *Geschichte einer Tigerin* – und hat nicht einmal eine Requisite. Wozu auch? Er hat eine Bühne, einen Raum, einen Text und sich. Das war ganz großer Oper! Ich sehe es wie gestern vor mir. – Wenn Mimì nach Luft schnappt, bin ich wirklich, wirklich völlig fertig. Und wenn, neulich schaute ich es etwa in der Wiener Volksoper, die offenbachsche Unterwelt ihren *Galop infernal* tanzt, bin ich kaum zu halten, was ein herrlicher Spaß! Ein riesengroßes Vergnügen war das – fast traut man es sich nicht zu

schreiben, denn Komponist*innen neuer Musik (was immer das auch ist) bekommen ihren freudlosen und vergnügungsverhindernden Passus duriusculus oftmals als Diplombeigabe beim Abschlusskonzert in die Stirn geritzt.

Den Dogmatiker unter den experimentellen Musiktheatervertreter sehe ich, läse er jemals solch nerdige Zeilen das Fanboys, schmollend und leicht verächtlich ob der fehlenden intellektuellen Augenhöhe (»Wo ist der Diskurs, die Politik, die Utopie? Theater muss doch die aktuellen Fragen der Gegenwart… Musik ist hier nur der Vorwand… etc.«), wie er die Kaffeetasse (mit ironischem Aufdruck des örtlichen Fußballcubs) auf der Zeitschrift absetzt, nur um dabei fast ein bisschen des leicht angebrannten Kaffees auf die a) Flanellhose oder b) auf das leicht knittrige Leinensakko zu tröpfeln.

Potztausend! So einfach ist es natürlich nicht. Theater müssen natürlich, wollen sie nicht Museum bleiben, ihre Spielpläne dringend aktualisieren. Der Betrieb ist selbstredend viel, viel zu unbeweglich, oft starr und ängstlich. Schon die Vorlaufzeiten sind so lang, dass ich mir bei einer durchschnittlichen Lebenserwartung eines mitteleuropäischen Komponisten ausrechnen kann, wie viele Opern ich noch schreiben könnte, würde jedes neue Stück ein weiteres nach sich ziehen – es wären nicht sehr viele. Und klar ist übrigens auch: jeglicher Starrummel interessiert mich nicht die Bohne. Die möglichst rasch abzustellenden Betriebsprobleme trüben jedoch nicht meine Begeisterung. Große Oper ist kein Betrieb und keine Gattung, sondern eine Haltung. Mir ist und bleibt der durchgeknallte Rausch auf der Bühne näher, als das soundsovielte beleuchtete kulturwissenschaftliche Proseminar, das ich hier und da und dort auch gesehen habe, in der sich die jeweiligen Szenen so selbstreferentiell durchleuchten, dass nurmehr die Kolleg*innen wissend lächeln, was der »freche« Hund da wieder andeutet, »hihi.«

Weil die Oper aber so herrlich künstlich ist, kann sie auf Andeutungen und Zwinkersmileys gerne verzichten und vielleicht kann sie sogar (horribile dictu!) eine Geschichte erzählen. Und das mit singenden Sängerinnen und Sängern, aber auch (und gerade!) mit singenden Schauspielerinnen und Schauspielern – und mit Tanz, ganz viel Tanz! Überall! Alles soll tanzen und singen, weinen und lachen und all das möglichst gleichzeitig. Eine Oper ist und bleibt ein absurdes Ding. Befehle werden singend erteilt, über Politik im Duett verhandelt. Man tanzt um ein Grab, und Dolchstiche werden melodisch verabreicht – phantastisch! Lieber mit Schwung in die Erdbeeren, sage ich mir da, als schmollend diskursives Knäckebrot für die *nachtkritik* zu komponieren. In keinem Genre bin ich eklektizistischer, aber in keinem fühle ich

mich freier und nie arbeite ich so gerne in einem Team, wie hier. Von der Dramaturgie, vom Licht oder der Regie lernen und die Partitur beeinflussen, inspirieren lassen – wo, wenn nicht hier! Oder, um es mit Verdi auf den Punkt zu bringen: »Amor e palpito dell' universo… ah…!«